

Eine Bauerntragödie.

Nach wahrer Begebenheit erzählt von G. Schöglcr. (Nachdruck verboten.)

Am Dorfe, gegen den dichten Wald zu, stand der Hof des Tannenbauers Michel Dollinger, der mit seinen beiden Kindern, dem achtzehnjährigen Hans und der um ein Jahr jüngeren Kathrin das Anwesen bewirtschaftete.

Außer den dreien war noch ein Knacki und eine alte Wirtshauskaterin da. Des Dollingers Weib war längst todt und er selber hatte nicht mehr Lust gehabt, sich in die Dammn einer anderen zu fügen. Sein „Fügen“ war übrigens nicht weit her. Rücksichtslos gegen jedermann, setzte er stets nur durch was ihm als passend erschien, und sein Sohn Hans war ihm in jeder Beziehung würdig. Selten geschah eine Rauferei im Dorfe, bei der er nicht eine Hauptrolle spielte, und einige vernarbte Messerwunden am Körper, dazu einige Monate Gefängnis in der Erinnerung waren seine Grenzzeichen.

Im Dorfe fürchtete man die beiden Dollinger, die beinahe immer zusammen kamen und gingen, beide trotzend von roher Kraft, in den Meinen Trug und Kampflust. Kathrin, die Tochter, war ganz das Gegenteil der beiden, ein sanftes liebes Kind, fast zu schwächlich für eine Bauernkinder. Himmelblaue Augen, ein feiner Mund und blonde lange Fiechten krönten das sanfte Oval des Gesichtes. Kathrin hing mit Liebe an dem rohen Vater und dem jedermann, außer ihr, unsympathischen Bruder. Nicht ebenso waren die Gefühle von Vater und Sohn ihr gegenüber. Hans verachtete seine träumerische, zimperliche Schwester und der Alte vermißte das Gesicht, das ihm eine solche Tochter gegeben.

„Ganz wie die Alte“, sagt er. Sie erinnerte ihn eben immer an seine buldiane Frau, die er so lange gequält hatte, bis sie endlich unter der Wucht seiner Fäuste zusammenbrach. Der Dollinger hatte sein Weib langsam todtgeschlagen.

Nun war er frei geworden und schaltete wie ihm beliebt — niemand durfte ihm widersprechen — und mit den Jahren wuchs ihm sein Sohn zum treuen Gefährten heran.

Ein halbes Jahr war verfloßen zur Zeit, da unsere kleine Geschichte sich abspielt — damals kam der alte Dollinger aus dem Gefängnis. Neun Monate hatten sie ihm aufgeschloß, weil er zur Nachtzeit heimlich im Forste gewildert. Der Förster enttapse ihn dabei und hatte ihn zur Anzeige gebracht.

Jantof, der Förster, besah nur noch einen Sohn, einen sehr braunen Jungen von zwanzig Jahren, der des Vaters ganze Freude war.

Zwischen den Familien Dollinger und Jantof herrschte bittere Feindschaft, wie sich leicht denken läßt.

Die beiden Dollinger hatten dem Förster und dessen Sohn blutige Rache geschworen, doch diese wußten genau darum und trafen ihre Maßregeln. Nur zusammen durchstreifen sie nächstlich den Forst, in letzter Zeit immer häufiger, denn aufgefundenen Spuren besagten, daß wiederholt das schmutzige Wild geschossen ward. Manchmal hörte man wohl auch Schüsse knallen, doch wenn der Förster mit seinem Sohne noch so vorzüglich der Stelle nahen, dann war es todtstill dort. Nicht ein Zweig knackte, und mochten sie barren bis zum frühen Morgen — es war umsonst. Aber sie wußten, daß der Dollinger und sein hoffnungsvoller Sprößling die Schützen waren, und beim Tageslicht zeigten sich wieder die untrüglichen Zeichen, daß sie nicht in die Luft schossen.

Jantof schämte vor Wuth und stieß die Wächse donnernd auf die Erde, — wehe, wenn die Wildjüde ihm einmal vor den Lauf kämen! —

Der Sonnenball war über den bewaldeten Berg hinuntergeglitten; es dümmerte. Ueber'm Tannenhof lag laulose Stille.

Etwa fünfzig Schritte von den Gebäulichkeiten entfernt begann der Wald. Auch da herrschte Ruhe; nur einige verspätete Säger ließen in den Zweigen ihre zagenden Stimmen erschallen, und der Abendwind strich leicht rauschend um die Baumstämme.

Nähe am Waldrand, hinter einem dichten Haselbüschel, standen zwei junge Menschenkinder und hielten sich umschlungen. Auf dem Gesicht des Mädchens lag deutlich die größte Angst und Besorgniß. Immer flogen die Wäde nach dem Tannenhof hinüber.

Im Dorfe läutete jetzt der Abendglocken.

„Daß mich Friedrich, — es ist spät — wenn man mich vermischt.“

Friedrich, des Försters Sohn, ließ die schlankte Gestalt aus seinen Armen.

„So geh', Kathrin, geh' in Gottes Namen, und wenn Du kannst, so verhindere's, daß sie heute Nacht dort hinausgehen, 's geht schlecht ab sonst — mein Vater wütet, und der Köhlerlepp hat uns den Platz bezeichnet. Wir ahnt Entsetzliches! Dort der rothe Kinnel — Blut.“

Er küßte das bleiche Gesichtchen schnell; Kathrin schauerte zusammen und eilte davon.

Der junge Fortmann wartete eine Weile, sah sich auf etwas zu bestimmen, hing dann die Wäde um und verzog sich in den Wald. —

Der Dollinger und sein Sohn saßen am Eichenstisch vor einem großen Krüge Bier und setzten geräucheriem Schinken. In der Stube herrschte ziemlich Dunkelheit, was die Weiden jedoch nicht genirte.

„Wo um zwölf!“ sagte der Alte, „Du hast Alles in Ordnung, Hans?“

„Ja ja“, machte Hans verdrießlich und schob den Hentel des großen Steintruges, „wenn uns der Kerl entgegen kommt, ist er unler.“

„Keine Sorg“ — der Kohlenlepp hat den Platz heraus. Wie sie da schreien werden, die von der Regierung, wenn auf einmal der Sechzehner, den die Jäger schon jahrelang schonen, verschwunden ist! 's giebt einen Kapitalstreich!“

Hans kniff die Augen zusammen.

„Und wenn der Förstler?“

Der Dollinger schlug mit der Faust auf den Eichenstisch, daß dieier in den Fugen ächzte.

„Hol ihn der Teufel! O, ich wünscht', er käm mit vor die Wäch! — ich wollt' ihm eins auf den Pelz brennen.“

„Nicht so, Vater, — sie oder wir!“

„Sie! Gott straf' mich — sie!“

Aus der Küche kam die Kathrin und stellte ein Licht auf den Tisch.

Aufmerksam betrachtete sie der Vater. Mit blaßem Gesicht schaute sie ihn zur Seite.

„Das Mädel wird alle Tag' erdürmlicher“, sagte er rauh, „Oder hast Du was auf dem Herzen?“

„Sieht nicht — ein Unglück —“ stieß sie heraus. Dollinger verzog die grauen Augenbrauen und stand auf. Er sagte das aus's höchste erregte Mädchen und drehte es auf einen Stuhl.

„Naus mit der Red' und deutlich!“

„Ihr — seid verachtet!“

Die beiden Dollinger luhren auf.

„Höll und Teufel!“

„Und Du — Du, woher weißt Du das?“ fragte scharf der Vater.

Kathrin wollte vor Scham in die Erde sinken; ihre Gestalt wankte, — angstvoll schaute sie in die stehenden Augen ihres Vaters.

„Wer?“ schrie dieier.

„Der — Förster Friedrich!“ — gab sie unter dem bannenden Augenblick stotternd zur Antwort.

Kreideweiß ward der Dollinger; darauf lagte er trampschloß.

„Bravo!“ rief eröhnlich, „da sieh' Dir Deine Schwester an, Hans!“

„Sie unterhält sich mit dem Forstler — holla!“

„Er meint es so ernstlich —“ stieß sie entsetzt heraus.

Mitten ins Gesicht ein Schlag des Vaters war die Entgegnung. Er nahm sie bei den Haaren und zog sie in eine Kammer, deren einiges noch dazu verittertes Fenster ein Entweichen unmöglich machte. Die Thür verschloß er.

„Wenn es Morgen wird“, rief er ihr nach, „wollen wir Dir sagen, wie wir Deine Warnung befolgt haben, und wenn Du Wächsen knallen hörst, dann kann's leicht Deinem Liebsten und seinem Vater gelten!“

Nach einer Stunde — schon war es Nacht — verließen die beiden Dollinger ihr Gehöft und schlüchen nach dem Wald. Ursprünglich wollten sie erst um zwölf aufbrechen, doch das Gehörte bewog sie, ihren Plan zu ändern. Sie wollten sich auf dem bezeichneten Plage, einer Waldlichtung, worauf ein kleines Wasser entsprang, in Hinterhalt legen, bis der Förster und sein Sohn ankämen. Durch Niederdrücken des Wildes gedachten sie dieselben hervorzuholen und dann vom Hinterhalt aus mit ihren Kugeln zu begrützen. „Sie oder wir!“ war die Lösung. Sie wußten ja, daß im Falle eines Kampfes sie auch vom Förster keine Gnade zu erwarten hatten, wollten dies auch nicht.

Eine Stunde nach der andern verlos. Ueber dem ruhenden Wald stand die volle Mondhebe, als sich der Förster Jantof mit seinem Sohne äuserst vorzüglich der Waldlichtung näherte.

Sie wußten, daß sie es mit einem ungemeln schlauen Feinde zu thun hatten und regelten darnach ihr Thun. Ganz richtig schloß der Alte, daß die Wildschützen schon vor Jäten am Plage sein konnten. Im Schatten eines Gehölzes machten sie laulose Halt. Um die Laubedeckelung zeigte sich. Blauer Duft lag über das Waldgras — das keine Wasser rieselte über die Kleien.

„Wilt schußbereitem Gewehr warten die Weiden auf die Wäderer. Niemand kam.“

Mitternacht war längst vorüber, a von dem Geföhlig über der Dichtung ein Geräusch erste. Zweige knackten und Aeste klapperten leicht gegeneinander.

Friedrich wollte vortreten; laulose drückte ihn sein Vater zurück.

„Sie sind zurückgeblieben“, dachte sich der junge Mann, und ein Alp wollte sich von seiner Brust lösen.

Vergebens hatte er versucht, den Vater heute zurückzuhalten.

Auf der Dichtung erschien jetzt majestätisch der Sechzehner, eine Seltenheit im hiesigen Forste. Das prächtige Thier machte ein paar Schritte nach dem Wasser, blieb aber plötzlich stehen und hob den schönen Kopf. In voller Mondbeleuchtung stand es da.

„Jetzt müssen sie sich zeigen“, flüsterte Jantof, den der Gedanke glühend heiß machte, daß dieses langgehegte Prachtthier unter dem Feuer der Wildschützen zusammenzufetzen sollte.

Einige Sekunden vergingen — der Hirsch ward unruhig und wollte eben zur Flucht ansetzen, als schnell zwei Schüsse hintereinander knallten. Das Thier wurde getroffen sein; nach kurzen Sprung brach es in die Knie. Bei diesem Anblick sah der Förster trampschloß sein Gewehr und stüßte, als hätten ihn die Schüsse getroffen, aber er blieb starr stehen.

Friedrich hatte sich entfährt — kalt ließ's ihm übers Herz, er fröstelte — dann wollte er auf die Dichtung treten, doch sein Vater rief ihn zurück.

„Wach! Wir können sie ruhig von da auf's Korn nehmen.“

„Das ist Wad —“

„Sie hatten's uns so zugebracht!“

Kaum hörbar flogen diese Worte.

Fünf volle Minuten vergingen; der Hirsch wühlte mit den Hufen im Waldgras. Nun zeigte sich der alte Dollinger, die unterdessen wieder geladene Wächse in der Hand haltend. Vergebens hatte er geköpft, daß auf die Schüsse der Förster mit seinem Sohne auf die Dichtung treten würde. Die Dollinger besahen gute Doppelgewehre, und ihre zweiten Kugeln hätten die Forstleute niedergeschossen.

Geringschätzig blickte sich der Bauer um und zog dann ein langes Messer, um dem Hirsche den Rest zu geben.

„Komm vor, Hans“, rief er gedäpft, „'s ist keine Menschenseele da, 's war bißes Geschwätz.“

„Vorricht!“ schrie plötzlich Hans, der sich vorgetreten war. Sein Auge hatte im gegenüberliegenden Gehölz etwas blinken sehen. Kaum hatte es ausgedet, als ein Schuß donnerte und die fliehende Kugel hart über'm Kope durch den Hut fuhr.

Nun ward es lebendig, im Augenblick standen der Förster und sein Sohn auf der Dichtung.

Mit hochgeschwungener Wächse rannete der junge Dollinger auf den Förster zu.

„Brenn' den Alten nieder —!“ schrie dieier seinem Sohne zu.

Ueber sich sah er bereits den drohenden Kölsen, und kurz entschlossen drückte er ab. Die Kugel warf den Bauernbüchsen fast momentan hinterüber; sie war ihm aus nächster Nähe mitten durch den Kopf gegangen. Welt weg flog seine Wächse.

Ein Wuthschrei schallte durch die Nacht. Der alte Dollinger, furchtbar anzuschauen mit dem wirren schneeweissen Kopfhaar, das Gesicht entstellt lag seinen Sohn fallen und schlug auf Friedrich an.

„Brenn' ihm eins hinauf!“ schrie der Förster in höchster Erregung.

Friedrich wollte anschlagen — seine Hand zitterte.

„Ihr Vater!“ schämte es unaußersöhnlich in ihm.

„Einen Moment ließ er die Wächse sinken — sein Vater sprang in großen Sägen herbei — plötzlich blieb er wie eine Säule stehen — ein einziger Schuß war losgegangen — durch die Brust geschossen brach sein Sohn zusammen.“

„Wir sind quit! Unsren einzigen —“ rief der Dollinger überlaut und verschwand im Walde.

Vor dem noch röhenden jungen Manne sank der Förster nieder. Der Stolz seiner alten Tage — sein Einziger — seine letzte Freude — dahin!

„Vergeße mit Vater — ich konnte nicht — er — war — der Vater von Kathrin —“

Jantof horchte; was war das?

„Meine Liebe — brachte mir den Tod!“

Es war bald vorbei; im nassen Gras ruhte der bleiche Kopf und heiße Thränen tropften auf das Gesicht des Todten. Sie entfielen unaussprechlich dem Auge des alten Mannes.

„Mein einziger — mein lieber, armer Junge!“ wimmerte der Förster.

Nachthau breitete sich über die Leiche und über Jantof, der die Todtenwacht hielt bei seinem Sohne. Mit rothem Schimmer brach dann der Tag an und Holzschläger fanden den Förster und die beiden Todten.

Ohne ein Wort deutete der Förster auf seinen Sohn und die drei Arbeiter machten tiefersüßter aus Zweigen und Tannenweidern eine breite Tragbahre.

Dem Förster schwand die Bestimmung; die Aufregung der Nacht war zu viel für den alten Körper gewesen. Während einer der Arbeiter bei ihm blieb und ihn mittelst

seines Kornbrennweins zum Leben zurückzurufen suchte, legten die beiden andern Frierisch und den jungen Dollinger nebeneinander auf die Bahre.

Sanft nürzte sich. Nach nahmen die beiden Männer die Beiden auf, um dem Erwachten diesen Anblick zu entziehen und hogen in den Wald ein.

So ruhig und feilich lagen die beiden Feinde nebeneinander auf dem grünen Lager, bedeckt von thaufrischen Tannenzweigen. Schwarad ging es über die Waldwege, hoch in den Baumkronen jubelnd die erwachenden Säger und der Wald bußte so süß und wonnlich.

Als die Männer dem Waldesausgange näher kamen, schritten vom Dorfe herüber die Töne der Feuersglocke.

„Gott sei uns gnädig!“ flüsteren die Träger. Sie mußten erst am Tannenofen vorbeigehen, — der Weg führte so — dort wollten sie den jungen Dollinger ablegen.

Aus dem Wald tretend fanden sie erstarrt still über den Anblick, der sich ihnen bot.

(Schluß folgt.)

### Aus dem Seine-Wabel.

Vom Faubourg St. Germain.

„Vom Faubourg St. Germain im Jahre des Herrn 1890“, so betitelt sich ein kürzlich erschienenes Buch des Grafen de Varnande, eines jüngeren Schriftstellers, der unter dem Pseudonym: „La comédie mondaine“ eine Reihe Romane: „Excelsior“, „Patriciens“, „Par sang“ etc. verfaßt hat, die der neuen symbolistischen Schule des Josephus Delaban angehören. Dies neueste Werk des Verfassers eröffnet profanen Lesern einen Blick in die Geheimnisse des Faubourg St. Germain und kann als ein um so zuverlässiger Führer gelten, als dem Verfasser, der darin aufgewachsen ist und alle seine Winkel kennt, es jedenfalls nicht an der erforderlichen Sachkunde fehlt, die übrigens in ihrer Unparteilichkeit Schatten und Licht gleichmäßig vertheilt.

Die französische Aristokratie ist nach ihm und, wie er es auch als selbstverständlich erachtet, eine von jeder übrigen Gesellschaft streng abgegrenzte Kaste, die ihre Sitten und Gebräuche, ihre eigenthümlichen Gebräuche, ihren eigenen Geschmack, ihre spezielle Sprache, ihre Annehmlichkeiten und Ideale, ihre Sonderbarkeiten und ihren Aberglauben hat. Zwar stellt sich diese Kaste nicht gerade auf den Standpunkt, als ob sie alle andere verachte, aber sie verhält sich durchaus abgeschlossen gegen jedes Eindringen auf ihr Gebiet. Die Rücksicht darauf, ob und wie jemand geboren ist oder nicht, ist für sie stets von entscheidender Bedeutung, nicht mit Rücksicht auf die ihm zu erwerbende Höflichkeit, sondern mit Rücksicht auf die Herabkunft der Vererbung. Schon die Art und Weise, wie ein Mann von blauem Blute sich gegenüber „Seinesgleichen“ ausdrückt, ist ganz verschieden von der Art, wie er mit einer Person von gewöhnlicher Herkunft zu verkehren pflegt. Im letzteren Falle macht es, wenn er auch stets eine tadellose Korrektheit bewahrt, dennoch stets den Eindruck, als ob er gewissermaßen eine Gnade erwiele. Der Blick ist in diesem Falle matt und gleichgültig, der Sprecher scheint gestreut zu sein, die Stimme hat einen leisen, beschleunigten Ton, die Worte werden rasch gesprochen und von einem fast unmerklichen Lächeln begleitet; über dem ganzen Antlitz liegt ein erhellender zurückhaltender Ausdruck, sein Gruß besteht in einer kurzen, höflichen Bewegung; und wenn der Besucher sich erdreistet, die Konversation aus dem Banalen auf andere Gebiete hinüberzuführen, so hat er nur einflüßige Worte, ausweichende Bewegungen, wenn nicht gar völliges Stillschweigen zu gewärtigen.

Abgesehen von der Arme, so versichert Varnande geführt zwischen einem solchen Racemensch aus dem Faubourg und einer Person, die nicht zur Kaste gehört, nie eine willkürliche Züchtung. Wenn die Nothwendigkeiten des Lebens sie mit einander in Berührung bringen, so ist den Wohlge außerordentlich liebenswürdig, er zeigt sich bis zur Familiarität zuvorkommend; aber das ist nur eine angenehme Art, die keine Konsequenzen nach sich zieht, sobald der gewöhnliche Sterbliche wieder aus dem Gesichtskreis des Faubourgs verschwunden ist.

Von dem öffentlichen Leben halten sich die Faubourss völlig fern. Das Gebot hat sich nach dieser Richtung hin mehr und mehr verschärft, je rüher die Republik geworden ist. Die wenigen vertriehenen Schätze, die der opportunistischen Bahn gefolgt sind, sind nach Varnande unter ihren Standesgenossen theil angefahren, soweit sie nicht völlig in den Mann gethan sind. Einige der großen Familien haben von Neuem begonnen, eine Haus zu machen. Die Herzogin von Bourbonville thut dies mit einer Prachtensaltung, als ob ihr die Aufgabe zugefallen wäre, die zur Zeit auf dem Thron fehlende Königin zu repräsentieren. In ihren Salons finden zweiundzwanzig Personen Platz. Bei den Festen wird das ganze Parterre und erste Stockwerk den Gästen zur Verfügung gestellt. Der Blumenluxus ist unbegreiflich, das Souper findet an kleinen Tischen statt, an denen sich einzelne Gruppen, die sich zu einander hingezogen fühlen, zusammenfinden. Der Unterschied zwischen diesen Zusammenkünften und dem gewöhnlichen Pariser Gesellschaftsleben ist auffällig. Man hört nie ein lautes Wort, nur ein gebämptes, gemurmeltes Flüstern. Selbst beim Souper wird der Konversationslaut nicht lauter, das einzige Geräusch ist ein leises Klappern der Gabeln.

Diese abgegrenzte, stille Welt lehrt uns der Verfasser auf das genaueste kennen, und wir möchten unsere Leser nun bitten, sich mit uns die Tagesordnung eines Vertreters dieser stillen Welt anzusehen.

Der Faubourgherr beginnt seinen Tag wie andere Sterbliche damit, daß er Thee trinkt. Dieser wird ihm zwischen 7 und 8 Uhr an sein Bett gebracht, worauf er

sich erhebt und seine Abreibungen mit lauwarmem, schwach parfümtem Wasser vornimmt. Bei der Toilette sind der Kammerdiener und Friseur, oft auch ganz intime Freunde zugezogen. Das Ankleiden ist ein sehr komplizirtes und langwieriges Unternehmen. Ein Kleidungsstück darf nun und nimmer auch nur den Schritten einer Untorethet folgen.

Wenn die Uhr Neun schlägt, so hört man den Aufschlag des Pferdes im Hofe; es ist die unabwendliche Pflicht eines Faubourgherrn, ein vollendetes und uner-müdlicher Reiter zu sein. Der Ausritt findet selbst in dem schlechtesten Wetter und bei der stärksten Kälte statt. Wenn man nach Hause kommt, kleidet man sich um und legt „la petite tenue“ an, ein Neglige, das softet und einfach zugleich und das einzige ist, in welchem man sein Frühstück einnehmen kann. Viele Mahlzeit wird zwischen ein Viertel und drei Viertel auf Eins eingenommen und wird meist etwas oberflächlich behandelt: Eier und Ko-ketteles spielen die Hauptrolle. Diese Mahlzeit muß in fünfzig Minuten, höchstens in einer halben Stunde abloirt werden; allein der darauf folgende Aufenthalt im Rauchzimmer dauert oft länger. Es folgt dann der Empfang von Fremden, Ertheilung von Befehlen, das Ablassen absolut nicht aufschreibbarer Briefe oder Telegramme. Wenn man alsoan seine Besichtigung angelegt hat, beginnt die große Reize der Visiten, die man jeden Nachmittag abzufassen hat. Nicht immer wird hiezu die Equipage benützt, vielmehr oft auch zu Fuß gegangen; nur werden selbstverständlich Beförderungsmittel wie Omnibus und Pferdebespannen nicht als foretrel angelegen.

Zwischen 5 und 6 Uhr ist die Zeit der Five o' clock thé, die stets stark besucht, als bequeme Gelegenheit zu vertraulichem und gemüthlichem Gesplauder sehr beliebt wird. Hat man keinen Besuch abzufassen, so pflegt man wohl in dem außerordentlich fashionablen Etablissement „Le Thé de la Rue Royale“ Station zu machen oder sich auch einfach nach dem Klub zu begeben. An gewissen Tagen ist eine Fahrt in das Boulogner Waldchen de rigueur, und oft wird auch die Belüftung durch die Wettrennen in Anspruch genommen. Um 7 Uhr wird der Frack angezogen, man heißt selten vor halb Acht, und meistens hat es schon halb geschlagen, ehe man sich zu Tisch setzt. Für das „Mittagessen“ wird etwas mehr Zeit als für das Frühstück konzedirt; allein es ist nichtsdestoweniger die Regel, daß rasch servirt wird. Nach dem Mittag wird dann ins Theater, in den Klub oder anderwohin gefahren und stets sehr spät das Bett auf-gesucht.

Es wird vielleicht Manchem, dem die Vorlesung auf einen Platz im Leben hingestellt, wo er zu wirken und zu arbeiten hat, vorkommen, als ob eine Anwendung des Tages wie die eben beschriebene nicht völlig befriedigend genannt werden könne. Allein es kommt hierbei ganz auf die Lebensbestimmung an. Diejenige der vornehmen Pariser Gesellschaft besteht nicht darin, sich nützlich zu machen, sondern zu glänzen. In der gegenwärtigen anormalen Periode, wo nichts fest und stabil ist, hat die Aristokratie, wie Varnande konstatiert, nur eine provisorische Aufgabe zu erfüllen. Man kann ebensowenig verlangen, daß sie sich vor den Staatswagen spannen soll, wie man vor denselben Wagen einen Vollstuhlgang und einen Päckel spannt. Man kann zur Aristokratie nicht sagen: „Werde Arzt oder Jurist, Semann oder Handwerker!“ denn die Antwort würde unbedingt lauten: „Zu alledem habe ich weder Kopf noch Hände.“ Die Aufgabe der Aristokratie ist nach Varnande eine rein dekorative. Wenn Frankreich mit einem Bilde verglichen wird, so würde sie der Ring an dessen Finger, den Diamant an dessen Brust, den Rubin in dessen Haare darstellen. Ihre Funktion ist zu glänzen, während der Fuß geht, die Hand arbeitet, der Mund spricht und das Hirn denkt.

Daher spielt für ein solches Luxuswesen der äußere Anstand eine überwiegende Rolle. Derselbe ist, wie Varnande konstatiert, bei den Pariser Faubourgherrn durchaus unantastbar und das aus zwei Gründen, theils als Folge der angeborenen körperlichen Eleganz theils in Folge ihres instinktmäßigen Gefühls für den Geschmack der Zeit. Selbst im Jaguet, im schwarzen Frack oder Paletot, diesen schauerlichen Kleidungsstücken, die einen Praxiteles oder Phidias zu Verwüstung bringen würden, wissen sie sich anzunehmen. Denn selbst diese Kleidungsstücke vermögen nicht den schlanken Wuchs, das Ebenmaß der Formen, dies Resultat einer durch Jahrhunderte fortgesetzten Racemwahl, zu verbergen. Und ebenso distinkt ist die Physiognomie. Bei dem nach innen gerichteten Blick liest man eine vollständige Gleichgültigkeit für die Umgebung heraus. Das Antlitz macht den Eindruck eines Hotels mit geschlossenen Fensterläden. Die Züge besitzen eine plastische Unbeweglichkeit; nur die Lippen umspielt ein leichtes Lächeln, das ein Fußball von Ueberlegenheit ausstrahlt und so sagen scheint: „Seht mich an, die ihr vorübergeht, ich stehe über euch durch meine Geburt, durch meine Lebenshaltung und meine gesellschaftliche Stellung. Ihr braucht nur die Augen aufzufuteln, um euch davon zu überzeugen. Uebrigens ist es mir ziemlich gleichgültig, ob ihr mich nach meinem Werthe schätzt, nur um die Meinung meiner Standesgenossen ist es mir zu thun.“

Wenn ein solcher großer Herr sich herbeiläßt, ein anderes menschliches Wesen zu glücken, so thut er dies stets breit offenbel, wie es sich für St. Gnaden ziemt. Le coup de chapeau ist das hauptsächlichste Merkmal der Bornehmen. Der Hut wird mit einer gleichzeitig eleganten und plüßlichen Bewegung gezogen und zwar hoch, und dann wie ein Regen in die Scheide wieder auf-gesetzt, während gleichzeitig halb ein protektendes halb ein familiäres Lächeln die Bewegung des Ellbogens be-

gleitet. Wenn die Bekanntheit eine genauere ist, so wird bisweilen auch ein Händedruck gezeit. Aber wie viele Variationen, je nach dem Grade der Intimität, ein solcher Händedruck auch zuläßt, stets gilt es, emgent zu sein, daß eine aristokratische Hand es nicht vertragen kann, gepreßt zu werden.

Selbst der nicht sonderlich intelligente Faubourgherr hat doch stets nach der Verstärkung seines Standes-Diagramms eine gewisse Bagage an Esprit. Der Esprit tritt nicht nothwendig in geistvollen Gedanken und an-sprechender Sprache zu Tage, vielmehr ist seine Natur bis-weißen kaum zu definieren. Er resultirt oft aus einer Kombination von Gestikulation, Lächeln, Kopfbewegung und Mienenpiel und äußert sich bisweilen auch mehr in Handbewegungen und Worten. Dieser Esprit ist am nächsten dem seinen aristokratischen Takt verwandt, der darin besteht, nie ein Wort oder eine Bewegung sich ent-schließen zu lassen, nie eine Haltung sich zu gefallen, die nicht genau zu einer gegebenen Situation stimmt. Das Geheimniß des Taktes ist die erste Wissenchaft des Faubourgherrn. Er versteht zu schweigen und zu lächeln, er ist bewandert in dem leichten Neigen des Hauptes, das nichts sagt, aber auch zu nichts verpflichtet; er hält sich fern von aller kategorischen Verurteilung, gibt den thumlichst abgemäßigten Abjectiven den Vorrang und ent-geht auf die Weise der Gefahr, anzustößen.

Die Tugend, die sein Stand ihm in unbegrenztem Maße auszuüben auflegt, ist die Wohlthätigkeit. Dieser Ver-pflichtung genügt er möglichst geräuhlos, ist sich ihrer aber zu jeder Stunde des Tages bewußt. Bei dem Her-zuge von Danneville kann sich jeder Bettler melden; kann er seine Bedürftigkeit und seine gute Führung nach-weisen, so kann er sicher an ein fünffrancs-Stück rechnen, jeder Monat kostet der herzoglichen Kasse nur durch solche Gaben mehrere Tausend francs. Nach Maßgabe ihrer Vermögensverhältnisse folgen alle großen Pariser Faubourgherrn diesem schönen Beispiele und auch in an-derer Weise lassen sie es sich stets angelegen sein, Gutes zu thun. Vor Kurzem erst berichtete man folgenden Zug von zwei jungen Patriziern, die als große Liebhaber aller Arten von Sport, namentlich aber der Jagd bekannt sind. Sie besaßen die schönsten Ställe und die ausgemitteltesten Meuten in Frankreich und jagten Wildschweine und Hirsche den ganzen Winter hindurch. Einmal Schloß erliefen sie nun die dringende Aufforderung, die Anlegung von Schulen auf ihren Gütern zu ermöglichen. Sie verkauften ihre Hundepetten und Stallbestellungen, und kurz darauf erhielt die betreffende Schulstiftung als Gabe von einem Anonymus 100,000 francs!

Varnande erzählt verschiedene solche Beispiele, monach seine Faubourgwelt nicht nur eine Menschenrace mit Selbst-bewußtheit und seinem Gefühle, sondern auch gleichzeitig mit einem wahrhaft guten Herzen ist. Man hat einen Grund zu der Annahme, daß er den Stand, den er be-wandert, so zeichnet, wie er wirklich ist; denn er nimmt auch keinen Anstand, wenn auch vielleicht unbewußt, ihn hin und wieder mit einem Schein von Väterlichkeit zu umgeben. So ist man übrigens Gelegenheit gehabt hat, einen Einblick in die Hotels am linken Seine-Ufer zu thun, hat man in der That wie beim Lesen des Var-nandischen Buches den Eindruck einer ganz anders ge-arteten Sphäre, auf alle Fälle aber das Bewußtsein, daß eine Urbanität und ein savoir vivre dort zu Hause ist, wie man es anderwärts oft vergeblich sucht und doch gern anträte. Paris ist nun einmal eine Luxusstadt, und ein großer Theil des Behagens einer solchen liegt gerade darin, daß die Luft von einem Parium ihrer Urbanität, das will sagen, von dem feinen raffinierten Takt der Civili-sation durchdrängt ist. Deshalb ist es auch kein Nach-theil, daß es in einer solchen Stadt Luxusmenschen giebt, welche das Geheimniß des Receptes eines solchen Pariums bewahren; und vielleicht würde es nicht einmal zum Schaden gereichen, wenn der Prinz von Dornbüschen wirklich ergründe und der alten Faubourgwelt eine Weite ihren alten Platz einräumte. Die Voraussetzungen für die Realisation des Märchens scheinen gegeben: ein schlummernder Wald und ein Königstocher, der auf Aben-teurer ausgezogen ist, die Frage ist nur, ob der Prinz mit seiner Gardemia im Knopfloche seines Paletots auch der Held ist, den das Märchen verlangt.

### Vermischtes.

— Das deutsche Seigol and. Bei der im neuesten deut-schen englischen Verträge in Aussicht genommenen Abtretung Seigol-lands an Deutschland dürfte von Interesse sein, an ein Bild aus dem Jahre 1867 von Herz Zinnen (geb. 1827 zu Meer in Schlesien) zu erinnern, welches schon damals dieses Ereignis herbeidehrte. Das Bild lautet:

Im Meer, im herrlich schönen Meer  
Klagt Wind und Woge laut und schwer,  
Und jede Welle trägt es fort,  
Von dem verlorenen Land das Wort:

„Noch ist de Kant“,

„Noch ist de Kant“ —

Das ist das deutsche Seigoland.

Germania, Du Mutter mein,

Zu sammelt Deine Kinder ein;

Versteh auch nicht Dein feines Kind,

Umkraut von Roggenzang und Weid:

„Noch ist de Kant“ u. s. w.

Und wie das Meer im Wandern schwillt,  
Und wie die Kluth die Ströme fällt,  
So schwillt das Wort und fällt das Ders  
Mit Schmach und mit tiefem Schmerz.

„Noch ist de Kant“ u. s. w.

Verlag und Druck von R. Kietzmann in Halle.  
Expedition des Halle'schen Tageblatts: Große Ulrichstraße 19, geöffnet von 7 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends.



